

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

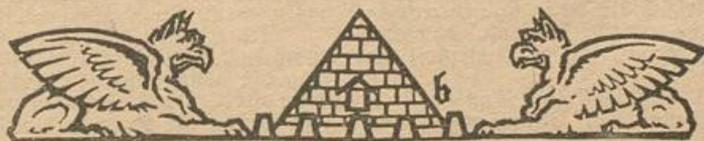
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

3.12.1933 (No. 49)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. Nr. 49



3. Dezbr. 1933

Gans von Pezold / Zum 95. Geburtstag von Großherzogin Luise von Baden

Am 3. Dezember d. J. jährt sich der Geburtstag von Großherzogin Luise von Baden, der Tochter des alten Kaisers, zum 95. Mal. Am 23. April 1923 schloß die hohe Frau nach einem langen gesegneten Leben die Augen, körperlich gebeugt von Alter und Krankheit, geistig ungebrochen, mutig in die Zukunft blickend, trotz schwersten Erlebens, über den Dingen stehend ohne Furcht und ohne Bitterkeit.

Welche Fülle von Zeitgeschehnissen brachte ihr ein langes wechselvolles Leben!

Ihre Geburt fällt in eine Zeit, die ein trauriges Blatt deutscher Geschichte bildet. Das preußische Volk hatte in begeisterter Erhebung das Joch Napoleons in den Freiheitskriegen abgeworfen, Friedrich Wilhelm III. hatte versprochen, seinem Volke eine Verfassung zu geben, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, sein Versprechen zu halten. Im Gegenteil. Es wurden viele von den Führern der nationalen Bewegung von 1813 als gefährliche Männer verfolgt, Schleiermacher wurde überwacht, Ernst Moritz Arndt seines Amtes entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, dazu kam die völlige Erschöpfung des Volkes durch den Krieg und alles, was ihm vorausgegangen war. Städte und Gemeinden, Gutsherr und Bauer waren tief verschuldet, Handel und Industrie waren unter der Continentsperre verkommen, das Volk war erschöpft und schlecht geworden. Wien und Petersburg leiteten die preussische Politik.

Alles das rächte sich in der Revolution von 1848, welche Großherzogin Luise als zehnjähriges Kind in Berlin miterlebte. Mag ihr damals auch der tiefere Sinn der Geschehnisse verborgen geblieben sein, so hat sie sicher doch schwer mit den Ihrigen unter den Sorgen und Aufregungen dieser Tage gelitten.

Vor den Fenstern des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seines Bruders, des Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., sammelte sich am 18. März 1848 unter den Linden eine zahllose Volksmenge, welche dem König für einige in Aussicht gestellte Reformen danken wollte. Der König trat auf den Balkon des Schlosses, wurde mit Jubel empfangen und wiederholte seine Zusagen. Plötzlich fielen aus den Reihen der Schloßwache zwei Schüsse. Die in der Nähe stationierte Kavallerie hielt sie für ein Signal und attackierte die Menge. Erbittert errichtete das Volk Barrikaden, die Artillerie schloß mit Kartätschen. Das Militär blieb Sieger. Aber der König befahl, daß die Truppen Berlin räumen sollten. Das revolutionäre Volk schleppte die Leichen der Gefallenen auf den Schloßhof und zwang den König mit einer schwarz-rot-goldenen Schärpe geschmückt zu erscheinen und auf den Ruf: „Mühe ab“ die Toten zu grüßen. Aller Haß aber fiel auf den Prinzen von Preußen, den späteren Kaiser, den man für den Urheber der Kavallerieattacke hielt, und man begann sein Palais in Brand zu stecken. Nur ein Zufall verhinderte diesen Plan. Aber der Prinz mußte vor dem Haß des Volkes nach England fliehen.

Wohl mag die greise Fürstin siebenzig Jahre später jener Tage gedacht haben, als sie in der Nacht des 11. November 1918 vor der Revolution in Karlsruhe aus ihrem Schloß floh.

Auch in Baden hatte die Revolution ihr Haupt im Jahre 1848 erhoben. Am 14. Mai mußte der Großherzog vor den meuternden Truppen Karlsruhe verlassen, Baden wurde Republik und erklärte, als erste Handlung, an Preußen den Krieg. In einem fünfwöchigen Feldzug stellte der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser, die Ordnung in Baden wieder her und im August 1849 führte er den Großherzog in seine Residenz zurück. Doch zu Noth, wie ihn das Denkmal am Kaiserplatz zeigt, zog der „Kartätschenprinz“ als Sieger in Karlsruhe ein. Nie hat Großherzog Leopold den harten Schlag der ungeheuren Undankbarkeit seines badischen Volkes verwunden, mit der Bitterkeit dieses unsägbaren Erlebnisses ist er gestorben. Sein Nachfolger Großherzog Friedrich I. führte 1856 die Tochter des verhassten Kartätschenprinzen als Fürstin ins badische Land, in dieses Land, das in seinen Sympathien damals viel mehr auf österreichischer als auf preussischer Seite stand. „Diese Verbindung“, sagte der Großherzog damals zu der Kammer, „die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen.“ Ein volles, reines Menschenglück ist unserer Fürstin in dieser mustergültigen Ehe erblickt, ein Familienglück, in das nur der Tod ihres Sohnes Ludwig Wilhelm, dann von Vater und Bruder, schließlich derjenige unseres allgeliebten Großherzogs, ihres Gatten, Schatten zu werfen vermochte. Was sie als Landesmutter ihrem Volke gewesen ist, wissen wir alle. Wir beugen uns in Ehrfurcht vor diesem arbeitsreichen Leben, vor dieser gütigen hohen Frau, die rastlos für die Armen der Armen wirkte und schaffte, die ihr Land mit einem Netz von sozialer Fürsorge umspann und schließlich vom Alter gebeugt und von einem unverdienten Schicksal schwer getroffen, ohne Bitterkeit mitarbeitete an den Werken, die sie vorher geleitet hatte.

Großherzog Friedrich hatte bald erkannt, daß nicht Österreich, sondern nur Preußen die Zukunft bedeute, und die Weltgeschichte hat ihm Recht gegeben. Die Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich schufen das deutsche Volk und Großherzogin Luise durfte es erleben, daß ihr Gatte im Spiegelsaal von Versailles ihren Vater zum deutschen Kaiser ausrief. Vom Eisernen Kanzler geschmiebelt stand das Deutsche Reich nach innen und außen mächtig und glanzvoll da, und die schwarz-weiß-rote Flagge wehte auf allen Meeren. Mit Stolz sah Großherzogin Luise, wie ihr Hohenzollernstamm Deutschland zu einer Höhe gehoben hatte, die den Traum von Jahrhunderten noch übertraf.

Da fielen die Schüsse von Serajewo und bald darauf erfolgte die allgemeine Mobilmachung Anstalts, der sich Frankreich später anschloß. Da eilte auch Deutschland zu den Waffen und Großherzogin Luise erlebte, wie schon einmal 1870, den Sturm der Begeisterung, mit dem Heer und Volk in den Krieg zog zur Ver-

Die Pyramide

teidigung seiner Existenz. Immer zahlreicher wurden die Feinde, aber unsere Heere zogen von Sieg zu Sieg, dann wandte sich das Blatt. Englands Blockade führte den Hunger ins Land, Amerika warf ungezählte frische Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz. Und die Moral von Volk und Heer wurde unterhöhlt. Der oberste Heerführer wurde zur Abdankung gezwungen, der Thron der Hohenzollern wurde gestürzt, der Deutsche stand auf gegen den Deutschen und auch Karlsruhe und Baden wurden in den Strudel hineingezogen.

Und wieder erlebte unsere greise Fürstin eine Revolution. Wie 1848 die revolutionären Badener den Franzosen zugerufen hatten: „Brüder, wir erwarten euch, wir werden euch empfangen mit dem Ruf: „Es lebe die allgemeine Demokratie, für die europäische Freiheit, für die Verbrüderung der Nationen“, so gingen siebenzig Jahre später deutsche Soldaten mit dem Rufe zum Feinde über: „Es lebe die Republik, Kameraden.“

Von der hohen Warte des abgeklärten Alters hat sich die hohe Frau wohl gesagt, daß auf 1848 ein 1870 gefolgt ist und mit 1918 die Weltgeschichte auch nicht abgeschlossen sei. Wer achtzig Jahre am saujenden Weibstuhl der Zeit gesessen hat, sieht weiter und tiefer, als wir anderen, wer selbst Hohenzollernblut in sich hat, glaubt an den Stern Preußens und Deutschlands.

Daß Baden nicht Monarchie bleiben konnte, nachdem der Kaiser und alle Bundesfürsten abgedankt hatten, hat Großherzogin Luise sich sicher gesagt. Aber wie sich die Vorgänge in Karlsruhe abgepielt haben, ist so kläglich und beschämend, daß die ganze Seelengröße der Fürstin dazu gehörte, ohne Bitterkeit an jene Tage zurückzudenken. *)

Montag, den 11. November 1918, erhielt Prinz Max die private Mitteilung, daß für 6 Uhr abends ein Putsch gegen den Großherzog und seine Familie geplant sei. Er gab die Mitteilung an den früheren Minister von Bodman weiter, dieser den neuen Ministern, dem Generalkommando und dem Soldatenrat. Minister Haas brachte im Ministerium des Innern 37 Mann mit einem Maschinengewehr zum Schutze des Schlosses unter, sowie 12 bewaffnete Polizisten in Zivil in der Haupteingangshalle des Schlosses.

Da ertönte nach 10 Uhr vom Schloß her lautes Gewehrgeknatter. Man vermutete Kämpfe um den Besitz des Schlosses. Da kam ein Unteroffizier auf den Gedanken, das Alarmzeichen der Sirenen ertönen zu lassen. Die Karlsruher kannten ihr furchtbares Heulen und vermuteten einen Fliegerangriff, die

*) Entnommen dem Werk von Prof. W. A. Dextering. Der Umsturz von 1918 in Baden.

Straßen waren sofort wie ausgestorben. Der betrunkene Matrose Heinrich Klumpp, ein wegen Unterschlagung, Urkundenfälschung und Erpressungsversuch vorbestrafter und entlassener Sekretär nach der Revolution zum Rechnungsrat und zum Vorsitzenden der Vereinigung der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen ernannt, sammelte etwa 20 Soldaten um sich, gab im Schloßgarten eine Salve in die Luft ab und verlangte mit 2 Mann Eingang ins Schloß, nachdem er Beschimpfungen gegen den Großherzog und die Großherzogin Luise ausgestoßen hatte. Die drei Leute wurden eingelassen, und Klumpp verlangte, der Großherzog solle zu ihm herunterkommen. Ein Kammerbersprach dann mit Klumpp, der nach einigen Redensarten sich entfernte und draußen eine Salve abgeben ließ, die Bilder, Möbel und Hausrat im Schloß beschädigte, in dem auch Großherzogin Luise weilte.

Inzwischen hatte Minister Haas die 37 Mann und das Maschinengewehr im Ministerium des Innern alarmiert, und eilte im Lauffschritt mit ihnen zum Schloß. Als die Mannschaften aber wieder schießen hörten, flüchteten sie in die Wachhäuschen, warteten dort auf den Boden und verkrochen sich unter den Bänken und Tischen. Das war der Schutz, den Großherzog Friedrich mit seiner greise Mutter in den Stunden der Gefahr fanden! Wie kann hier das Gefühl der Empörung, das Gefühl der Schande unterdrücken. „Wir waren ganz verlassen“, sagte die Großherzogin, wenn sie von diesen bittersten Stunden ihres Lebens sprach.

Mit welchen Gefühlen mögen die Herrschaften ihre Flucht durch das Fenster in den Fasanengarten bewerkstelligt haben, mag die achtzigjährige Großherzogin Luise empfunden haben, als beim Heulen der Sirenen und beim Schießen der Sicherheitspatrouillen ihr Auto in die Nacht hinausfuhr — einer ungewissen Zukunft entgegen.

Nichts kann die Schande dieser Stunden aus der badischen Geschichte tilgen.

Und doch konnte Großherzogin Luise sagen: „Man darf nicht bitter werden!“ Voll Ergriffenheit stehen wir vor diesem Lebensschicksal, voll Ehrfurcht vor der Seelengröße der Greisin, die einen solchen Erleben gegenüber die Bitterkeit bannen konnte. Großherzogin Luise hat es von jeher verstanden, Persönliches vor den Allgemeinwohl in den Hintergrund zu stellen. Sie hat einmal das Wort gesprochen: „Wer danken kann, kann nie ganz unglücklich sein.“ Und dankbar konnte sie am Abend ihres langen Lebens an all das Schöne und Gute denken, das ihr das Schicksal ein gegeben hatte. Ein reiches Familienglück war ihr geschenkt, sie sah die Größe ihres Stammes und ihres Volkes und in der Arbeit für andere fand sie ein volles Menschenglück.

Helferinnen-Spruch am 20. Geburtstag der Großherzogin Luise

Dich Fürstin preise ich am Jubeltage,
Der Dir geweiht,
Sieh heute festlich mich Dir nahn. Ich trage
Mein Ehrenkleid.
Dir danke ich, daß ich zum Dienst der Kranken
Mich einst erbot,
Denn Deinem Beispiel folgten die Gedanken
Zu fremder Not.
Heut' denk' ich Dein, die Du so oft gelindert
Den fremden Schmerz,
Dir, die so häufig anderer Sorgen mindert,
Gehört mein Herz.

Wenn uns auch unheilvoll in diesen Zeiten
Der Würfel fiel,
Du bleibst für uns in alle Ewigkeiten
Des Dankes Ziel.
Die Weltgeschichte sagt, was Du hinieden
Getan, gedacht,
Was Dir an Glück, was Dir an Schmerz beschieden,
An Glanz und Macht.
Wir aber sah'n Dich am barmherzigen Werke,
So früh, wie spät,
Daß unser Gott Dich dabei lang noch stärke,
Ist mein Gebet.

Wenne Fath-Kaiser / Der Münsteraltar zu Breisach

Der Sage nach erzählt.

II.

Höhnender Spott, eifige Ablehnung warteten auf ihn. Er zürnt über die Niederlage, die er im Rat erlitten, war Ruppacher geneigt, Dürers Brief und Anerkennung des jungen Viefrint als eine persönliche Kränkung aufzufassen und mit giftiger Demütigung abzuwehren. Seine heißen Worte zerfräßen des jungen Werbers eben erst gewonnene Selbstgewißheit und frohe Zuversicht. „Kunst ist Luxus und Bierat des Lebens, schön aber unnütz. Spiel und Zeitvertreib und Weibertand für vergnügte, üppige Zeit, aber Sünde und lästernder Übermut, wenn Krieg und Tod umgeht im Land und das nackte Leben um seinen Bestand kämpfen muß. Kunst ist Eitelkeitskram für die seltenen Feiertage, Handel aber ist Mannesarbeit und Notwendigkeit. Kunst ist schlechtvergoldete Armut und hungrige Bettelerei, Handel ist herrenhafter und fruchtbarer Erwerb. Ruppachers Selbstzufriedenheit fraß sich dick und fett an seinen eigenen Worten, er vergaß seinen Arger und seine Mißgunst und verwandelte sich sichtlich in einen prallen runden Talersack, der den armen, schwächtigen Künstler in faltenloser, wohlwollender

Überheblichkeit einfach zermalmt. Seine knarrende Stimme ließ sich mit rührsamem Vaterzorn als er schloß: „Nie und nimmer werde ich mein einziges Kind in solch dunkle, unsichere Zukunft hinausstoßen.“

Hans Viefrint biß die Zähne in die Lippen, daß seine Lippen und die Empörung seines geschändeten Stolzes nicht laut werden. Wo war nun sein leuchtender Mut, seine aufrechte Zuversicht? War sein Rücken nicht mit Striemen gezeichnet, wie der Rücken eines gezüchteten Knechtes? Er ballte die Fäuste und drehte den Fuß zur Türe. Da war es ihm, als blicke durch ihr altersbraunes Holz wie durch einen Trauerschleier ein schneeblasses, todtrauriges Antlitz. Seine Seele schrie auf: „Katrinele, Katrinele! Wie sie es nicht wert, bis zum letzten um sie zu kämpfen?“

Er wendete sich zurück und hob den Blick zu dem vierschrägigen, prächtigen Talersack: „Und keine Hoffnung gebt ihr mir Nachbar Ruppacher.“

Da flog ein böses Lachen über die feisten Züge. Voll heuchlerischem Wohlwollen sagte er: „Wohl, ich habe euch meine Ant-

Die Pyramide

über euer Handwerk gesagt. Aber immerhin, ich bin kein Ignorant und Finsterling. Ich weiß auch, was ein Albrecht Dürer im Lande gilt und was er einnimmt. Ihr habt in diesem Meister einen hohen und guten Fürsprecher. Ich gestehe, daß ich euch nicht so viel zutraute, daß ich im Rat gegen euch gesprochen habe. Er weiß mir, daß ich Unrecht habe. Beweist, daß Ihr mehr könnt als Hinz und Kunz. Eure Aufgabe, die Rat und Stadt euch stellte, ist es, Stephan einen herrlichen Altar zu geben; die Aufgabe, die ich euch gebe, verlangt: Baut einen Altar, der höher ist als die Kirche."

Der Bildhauer fuhr zurück wie vor einem Schlag: „Nachbar.“ Aber der lachte breit auf: „Nun, meiner Tochter Hand ist euch wohl nicht Lohn genug, für diese Aufgabe? Bedenkt, Ihr bekommt noch ihr ganzes Erbe dazu! Viel Glück zur Arbeit!“

So wie ein Mann, der in graufiger Bergschlucht sich mühsam weiterrastet, nichts sieht als den unübersteiglichen Fels rings um sich, nichts hört als das Donnern des Wildwassers, so sah Hans Viefrink nur eines, eines: die unerfüllbare Aufgabe, hörte in tausendfachem Widerhall das Wort: Höher als das Münster! Höher als das Münster! Nun stand er wieder in seiner Werkstatt mitten unter den Zeichen und Werkzeugen seiner Arbeit, er griff nach ihnen wie ein Hilfesuchender und aus der vertrauten und sicheren Berührung begann langsam Beruhigung und Sicherheit in ihn einzuströmen. Sein zerklüftener Stolz richtete sich wieder auf, sah überraschte ihn ein wildes Verlangen, sofort mit der Arbeit zu beginnen, in der Arbeit sich selbst wiederzufinden und die Bestätigung seines Wertes. Tief unter Trost und Auflehnung, Schmerz und Demütigung lag wie ein spiegelnder Edelstein eine große, schweigende Ruhe. Nichts auf der Welt vermag den wahren Künstler ganz arm und ganz unglücklich zu machen, denn in sich selbst trägt er die ganze Welt mit all ihrem Reichtum und Glück. Aber Hans Viefrink war noch zu jung und dem besinnungslosen Strömen seines Blutes zu sehr untertan, um solches Wissen um den eigenen Besitz mehr als nur errahnen zu können. Seine Leidenschaft wollte nur die Stunde und den Tag, die blutwarne Wirklichkeit und nahe Erfüllung und wußte nicht, wie sie erlangen. Der Schmerz, die hoffnungslose Verzweiflung schlug wieder über ihm zusammen. Er nahm seine Geige und lief zum Gartenzaun. Doch umsonst lockte und suchte die sehnüchtige Klage, Rat Ruppacher hielt seine Tochter in strenger Klauur.

Da schien es dem armen Menschen wie ein wohlthätiges Widerspiel seiner zermühten Seele, daß über die allzulichte Sternensaat die Gewitterwolken wie schwarzgraue Elefantenherden stampften und ihr zorniges Trompeten über die weite Ebene donnerte, ihre spizen Hauer in wirrer Wut durch die Lüfte fuhren. Er bettete die qualvolle Düsternis und Unruhe seiner Seele in die gewaltige Dunkelheit und den dämonischen Aufruhr der Wetternacht, da verschwand und verstummte der Sturm seines Gemütes im unendlich mächtigeren, fürchtbareren Sturm der Natur, wie das Murmeln eines Bächleins unhörbar wird, wenn die großen Orgeln des Himmels rauschen. Auf seinem emporgehobenen Antlitz wichen die Zeichen der Verstörung und Verzweiflung immer mehr einem großen heiligen Frieden, mit den Stößen des Sturmes wiegte sich rhythmisch seine ganze Gestalt, fast sah es aus, als wolle er sich in mystischem Tanz der Allmutter Natur vereinen, bis die herabstürzenden Regensluten ihn erbarmungslos aus der erlösenden Verjunkenheit herausrissen, ihn schroff und höhnisch in die ichbegrenzte Einsamkeit des Menschseins zurückstießen. Da flüchtete er schauernd und frierend in sein kleines Haus.

Doch kaum hatte er die Türe hinter sich gezogen, so fiel ein neuer Schreck ihn gierig an. „Der Rosenbusch!“ Katrina hatte ihm den Schöbling geschenkt, er hatte ihn an der Wetterseite des Häuschens, die dem Nachbargarten zugewandt war, eingepflanzt und mit größter Sorgfalt gepflegt und behütet. Wenn er die üppigen Rosendolden ansah, strahlte Freude und Hoffnung in sein Herz, dann war es ihm, als lächelte ihm die Liebste zu: „Schau, wie die Rosen für meinen Brautkranz blühen!“ Ein Symbol seiner Liebe war ihm der Rosenstrauch; kaufte ihn jetzt eben nicht der Sturm, wie ihn selbst vor wenigen Stunden der Hohn Ruppachers zerzaust? Eine tödliche Angst griff Hans Viefrink jäh ans Herz: war das nicht ein Zeichen, ein Mahnruf des Schicksals? Wenn der Rosenstock dem Sturm zum Opfer fiel, dann blieb auch seiner Liebe kein Hoffnungsschimmer mehr.

Bei, wie drückte der Sturm gegen die Türe, wollte nicht, daß Hans Viefrink sie öffne und zum Rosenbusch gehe. Aber der junge Mann erzwang sich den Weg, rannte mit schühenden, vor das Gesicht gehaltenen Armen durch den Regengraus um die Hausdecke und sah im Schein der Blitze den Kletterstrauch tanzend und schwankeud, doch ungebrochen an der Mauer emporsteigen.

Nie noch sah er den Rosenbusch mit so innigem Entzücken, mit so dankbarer Freude an, wie er so tapfer und zäh an der Mauer emporkroch, sich in hundert roten Blütendolden herrlich ver-schwendete und doch mit ungebrochener Kraft immer höher, höher strebte. Schon hatte er die Mauergränze erreicht, das Dach gebot seinem ungebändigten Wachsen ein hartes Halt. Doch siehe da, der Rosenbusch lachte des Hindernisses, in spielerischer Grazie bog er sich geschmeidig, schmiegte sich der Linie des vorspringenden Daches an, wuchs fröhlich weiter unter dem Dachrand hin.

Hans Viefrink stand mit wildflatternden Haaren im Sturm, der ihn gegen die Hausmauer presste und starzte empor zu der Rosenranke unter dem Dachvorsprung. Und hatte einen seltsam dumpf horchenden, wartenden Ausdruck im jungen Gesicht, wie einer, der einen fernen Anruf hört und nicht weiß, von wannen er kommt. Diese Ranke von hoch oben bog sich nicht von ungefähr, trüchtig von geheimem Sinn war ihr Wachsen, Bestimmung und Berufung verknüpften sie eng dem eigenen Geschick. So sehr durchdrungen war Hans Viefrink von der Ahnung schicksalhafter Geheimnisse, daß er des Sturmes gar nicht mehr gewahr wurde, er stand unbeweglich, die Augen an die Rosenbede geheftet, das ganze Wesen weit offenes Warten.

Und plötzlich grollte wieder ein Blitz auf und leuchtete das große Gnadenlicht durch Hans Viefrinks Seele, daß er laut jauchzen mußte und lachen und die Arme hochwerfen in lustvollem Überschwang, selig übermütig wie ein Kind. Wie in Gruß und Dank hob er die Hände gegen die Rosenranke unter dem Dach, stürzte dann hinein in die Werkstatt, an die Türe, die seine Zeichnungen bewahrte, riß den Aufsatz des Münsteraltars heraus, griff nach dem Stift und zeichnete, wischte, zeichnete und lachte dazwischen wieder glücklich wie ein Kind vor dem Christbaum.

In dieser Nacht brannte das Öllämpchen gar lange in der Werkstatt des Bildhauers, er zeichnete, rechnete, ordnete, traf seine Vorbereitungen wie einer, der nach dem Werk hungert. Dann, als die Müdigkeit sich allzu bleiern an die Glieder hängte, trat er noch einmal mit der Geige im Arm in die beruhigte, mond-fühle Nacht hinaus und schickte sein jubelndes Siegeslachen hinüber zur Kammer der Geliebten. Dort lag sie wohl schlaflos, in hoffnungsloser Not, nun sollte sie aufatmen und wissen: Der Weg tat sich auf!

Aber nur das Fenster in der Schlafstube Ruppachers tat sich auf und unter der weißen Gipfelmütze schrie ein zornrotes Gesicht nach Ruhe. Hans Viefrink lachte in schüttelnder Fröhlichkeit: „Jawohl, Herr Nachbar: Höher als der Dom!“

Bei, nun begann ein Rumoren und Wirken und Schaffen in der kleinen Werkstätte! Zwei Jahre Frist blieben ihm, um ein Werk zu schaffen, das den Glauben des großen Dürer an seine Künstlerkraft rechtfertigte, ein Werk, eine Brücke zum Ruhm und Glück. Es traten die Gesellen in die Werkstatt, die duftenden Lindenblöcke kamen und häuften sich und warteten, daß sie Gestalt gewönnen. Und der Meister fieberte durch alle Himmel und Höllen des Schaffens, stöhnte und zitterte in qualvoller Ungeduld, wenn das Schuttmesser hinter dem Vorwärtstürmen seiner loderbenden Phantastie zurückblieb wie ein schwerer Aergaul hinter feurigen Flügeltrossen, jubelte und betete in Schaffensseligkeit, wenn das starre Holz sich willig dem Druck des Werkzeugs fügte, aus der ungeformten Masse sich die Züge der Heiligen lösten, die Pocken sich langsam und anmutig unter der feilenden Hand ringelten, die Falten der Gewänder sich mutwillig hauchten, schmiegeten u. flatterten wie das Spiel seiner schöpferischen Lust es wollte.

Seltener und seltener gedachte er des Zieles seiner Arbeit, sie war ihm selbst Zweck und Ziel, Leben und Liebe geworden. Verabsucht von der Kraft und Fülle seiner Künstlerkraft schuf er die Gestalt seines Traumes, machte sich zum Herrn des Holzes und war zugleich sein demütig liebender und dienender Knecht, ließ immer neue Herrlichkeiten aus dem weißen Lindenholtz entstehen und erlag immer wieder von neuem dem Scufzen des Ungeformten, das nach Verwirklichung rief. So häuften sich die Wochen und die Monate, und so häuften sich in den Stuben und Kammern des kleinen Häuschleins die hölzernen Heiligen, daß kaum noch ein Plätzlein blieb für die Lebenden, daß das ganze Haus nur mehr ein Altarschrein war.

Selten trafen sich die Liebenden in diesen Monaten, das Werk bannte den Mann, und das Mädchen ging geduldig den Weg der Einsamkeit, da doch an seinem Ausgang die Brautkrone leuchten würde.

Den Neugierigen wehrte Hans Viefrink den Eingang zur Werkstatt; die Gesellen band er mit Schwüren, daß sie dem Geheimnis des Werkes nicht mit losem Schwagen Abbruch täten, nur Hans Waldung kam und triumphierte in neidloser Freude.

Der Sommer schritt seinen goldenen Segensgang den Rhein hinauf, die heißen Tage haubden sich zu flirrenden Stufen, darauf Maria, die Herrin zum Himmel stieg. Dann läuteten alle Glocken weit über das Land, jauchzten und verkündeten, daß die Heilige die Krone der Engel empfangen, daß sie zur müttergütigen Mutter geworden zwischen Himmel und Erde. Aus allen Dörfern strömten die Landleute mit Ahrenbüscheln, die Kinder der Bürger spannten ihre braunen Armden um die leuchtenden Blumensträuße, alle, alle, eilten sie zum Münster, sie der Gebenedeiten zu Füßen zu legen, als Dank und Bitte, als Dank für die reichschwellende Ernte, als Bitte um Segen und Gedeihen für die neue Saat. Hoch häuften sich die duftenden Gaben auf dem Altar: dicke braingoldne Weizenähren und schlaffe Roggenstäbe mit den langen silbernen Speeren, Gerste, und die zitternden, vollen Rispen des Hafers, vor allem aber die farbenbunte Pracht der Gärten, Akelei und Eisenhut, die wundertätige Kamille, Frauenmännel, das gütige und hilfreiche, und die stolze ihres Wertes wohl bewußte Königsferze, und viele, viele andere, liebliche, heilsame Blumenengel, Helferrinnen der großen gütigen Frau.

Franz Baier / Hebels Urstoff zum „Der Husar in Reisse“

„Schilderungen denkwürdiger deutscher Zustände vom Jahr 1806 bis Neujahr 1865“ nennt sich ein Werk, das 1858 mit etwas anderer Überschrift erstmalig erschien und bis 1865 vier Auflagen erlebte. Der Verfasser dieses Buches ist Friedrich v. Franckenberg-Ludwigsdorff, der 1806 aus dem Berliner Kadettenhause heraus als neunzehnjähriger Jüngling Leutnant im preussischen Heer wurde, die Belagerung von Danzig als Verteidiger gegen Franzosen und unsere badischen Landsleute mitmachte, nach dem schmachvollen Frieden von Tilsit wie viele seiner Kameraden den Abschied aus dem preussischen Dienst nahm und sich zunächst mehrere Monate in seiner Heimat, in Schlessien, aufhielt. Er trat dann in kurhessische und österreichische Dienste, machte als Hauptmann die Befreiungskriege in russischen und englischen Diensten mit, diente dann in Hannover weiter und nahm 1819 seinen Abschied. Franckenberg suchte durch eifriges Selbststudium die Lücken seiner früheren Kadettenhausausbildung auszufüllen und studierte in Göttingen die Rechtswissenschaft. An dieser Universität war es hauptsächlich der berühmte Rechtsgelehrte Gustav Hugo (1764–1844), der den ehemaligen Hauptmann in die Geheimnisse seiner Wissenschaft einführt und der, eine Zierde der hannoverschen Landesuniversität und der Juristenwelt überhaupt, aus unserer badischen Heimat stammte, aus Lörrach. Neuerdings hat Julius Wilhelm diesem hervorragenden Gelehrten ein Denkmal gesetzt in seiner Schrift „Aus Lörrach und Nachbarschaft“. Durch Hugos begeisternden Vortrag und durch gründlichen Fleiß brachte es Franckenberg in der vorgeschriebenen Zeit zum Staatsexamen und zum juristischen Doktorhut. In verschiedenen Städten Hannovers hat dann Franckenberg als Rechtsanwalt und Notar sein Leben verbracht, seine freie Zeit dazu benützend, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Seine Schilderungen sind heute noch lesenswert wegen der ausgezeichneten Darstellung von persönlichen Begebenheiten und damaligen Kulturzuständen. Namentlich versteht es der Verfasser durch eingestreute Anekdoten den Stoff zu würzen und unterhaltend zu machen.

Während sich Franckenberg auf seinem Stammgut in Schlessien nach dem Feldzug 1806/07 von den Mühseligkeiten und Entbehrungen erholt, betrachtete er als deutscher Vaterlandsfreund mit sehr gemischten Gefühlen die französische Einquartierung in seiner Heimat und er gibt uns ein getreues Bild über das Verhalten der fremden Gäste. Manches mag Franckenberg damals selbst erlebt, was er uns berichtet, manches aber mag er nur gehört haben, was immerhin nicht ausschließt, daß es sich tatsächlich zugefallen hat. So berichtet u. a. Franckenberg folgendes:

„In dieser Zeit ereignete sich ein Fall, der unser deutsches Sprichwort bewährt: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Ein französischer Unteroffizier ist bei wohlhabenden Bauersleuten in Schlessien einquartiert. Die Frau des Hauses bemüht sich, ihren Gast in guter Stimmung zu erhalten. In diesem Streben hat sie aus einer Lade, welcher nur seltene, oder doch kostbare Gegenstände anvertraut wurden, ein feines, mit den schönsten Mustern verziertes Tischgedeck hervorgezogen und den Speisetisch damit bedeckt. Beim Speisen fällt des Einquartierten Auge unwillkürlich auf das schöne Tischgedeck, was ihm Veranlassung gab, der alten Witwe, wenn schon in geradbrechtem Deutsch einige angenehme Worte zu sagen. Diese erfreut, erzählt in redseliger und freundlicher Manier ihrem Gast, daß ihr Sohn, der im Jahre 1790 bei der preussischen Armee gedient, ihr bei seiner Zurückkunft dieses schöne Gedeck als Präsent mitgebracht habe. Den Franzosen durchzuckt eine furchtbare Ahnung. Er prüft das Gedeck sorgfältig und erkennt an einer Ecke das Zeichen, welches durch die Hand seiner Mutter dem Gedeck gegeben. Mit Mühe unterdrückt er seine tobenden Gefühle eine kurze Zeit, unterbricht sein Mittagessen und eilt zu einem seiner Offiziere, dem er erzählt, daß im Jahre 1790 ein preussischer Soldat als Nachzügler des Regiments mit gezogenem Säbel in das von seiner Mutter, die damals schon Witwe gewesen, bewohnt gewesene Haus eingedrungen sei und drohend von ihr Geld gefordert habe. Als sie nun versicherte, nichts zu besitzen, habe er ihr sein Seitengewehr während in den Leib gestochen und sich nach den beiden kleinen Kindern, dem Erzähler und seiner Schwester gewendet. Beide seien geflohen, doch die Schwester von ihm erwischt und ohne weiteres in einen mit kochendem Wasser angefüllten Siedekessel geworfen worden. Darauf habe der Raubmörder Kisten und Kasten des Hauses aufgeschlagen und mehrere entwendet, darunter auch das fragliche Tischgedeck. Die Sache wurde alsbald, und zwar ganz im stillen, weitergemeldet, wodurch sie an den kommandierenden General der Franzosen gelangte. Dieser befahl die Verhaftung des Raubmörders. Ein mit ihm gehaltenes Verhör und sein Eingeständnis konstatierten den Fall in der Weise, wie der französische Unteroffizier ihn angeeignet. Das Resultat dieser Entdeckung und der erwähnten Verhandlung war eine Verurteilung des hier bezeichneten preussischen Soldaten zum Tode durch die Kugel. Die Vollziehung geschah denn auch nach einiger Zeit an

ihm unter dem größten Schmerz der hochbetagten Mutter des Verurteilten, die stets in gutem Rufe gestanden.“

Wie nun unser größter Heimatdichter J. P. Hebel gleichfalls von diesem tragischen Vorfall unterrichtet wurde und ihn, allerdings etwas anders dargestellt, im „Rheinischen Hausfreund“ vom Jahre 1809 seinen zahlreichen Lesern vorträgt, bleibe vorläufig dahingestellt. Es kann angenommen werden, daß badische Krieger, die von der Belagerung von Danzig kamen und durch Schlessien in ihre Heimat abmarschierten, irgendwo im Quartier von der Sache erfahren haben und zu Hause beim Erzählen ihrer Kriegserlebnisse diese kleine Geschichte miteinschlochten, welche dann dem gemütlichen und geistvollen Hebel für seinen Kalender eine willkommene Bereicherung gewesen sein mag. Daß Hebel diese Begebenheit in einer badischen Zeitung gelesen habe, kann kaum der Fall gewesen sein, denn er war nicht der Mann, der seinen Lesern mit etwas aufstichte, was diesen schon bekannt war.

Vergleicht man nun Franckenbergs Anekdote mit Hebels Erzählung „Der Husar in Reisse“, so ist zwischen beiden doch ein wesentlicher Unterschied, namentlich im Ausgang. Während Franckenberg allgemein von einem preussischen Soldaten spricht und keine Waffengattung angibt, weiß Hebel genau das Regiment anzugeben, dem der Preuße angehörte. Es waren dies die braunen Husaren, im Volksmund so benannt nach ihrem braunen Dolman, der in der preussischen Armee einzig dastand und bis zur Einführung der feldgrauen Uniform getragen wurde. Dieses Braun soll davon herrühren, daß im Siebenjährigen Krieg ein neu errichtetes Husarenregiment mit braunem Tuchstoff bekleidet wurde, der für ein Kapuzinerkloster bestimmt war, aber vorher von den Preußen erbeutet wurde. Auch daß die Untat in der Champagne geschah, deren Aufdeckung aber in Reisse, weiß Hebel wohl, Franckenberg aber gibt nur allgemein Frankreich bzw. Schlessien an. Ferner vermeldet Vetterer, daß bei der Plünderung nur die Mutter des französischen Unteroffiziers gelebt habe, bei Hebel aber werden beide Eltern zu Bettlern gemacht. Bei Franckenberg stößt der Preuße der Mutter das Seitengewehr in den Leib, bei Hebel ist von diesem Mord nicht die Rede. Gar grausam habe nach Franckenberg der Soldat die Schwester zu Tode gebrüht, Hebel jedoch läßt dieses Mädchen im Ziehbrunnen unkommen. Der Preuße raubt nach Hebel das Bettzeug, nach Franckenberg aber ein Tischtuch, was im Grunde genommen unwesentlich ist. Ganz wesentlich aber ist der Unterschied bei Hebel und Franckenberg in bezug auf die Verwandtschaft der Quartierwirtin des jungen Franzosen zum preussischen Soldaten. Bei Franckenberg ist der eigene Sohn der Wirtin der Plünderer gewesen, bei Hebel irgendein ehemaliger Husar, der zufällig auch in Reisse wohnt, und der der Frau seinen Raub verkauft, während im andern Fall der Sohn seiner Mutter das Tischzeug als Feldzugserinnerung zum Geschenk gemacht hat, an dem allerdings Blut und Tränen kleben.

Der Schluß der Begebenheit ist jedoch bei beiden Erzählern grundverschieden: bei Franckenberg wird der Preuße wegen seiner Untaten, die er vor 17 Jahren verübt hat, standrechtlich erschossen, allerdings ein sehr spätes Vergelten zweier Mordtaten, aber bei dem Rachedurst der siegreichen und übermütigen Franzosen durchaus glaubhaft. Hebel jedoch stellt den Sergeanten als einen edelbesinnenden, großmütigen und alles Nachgefühls baren Menschen hin, der dem Mörder seiner Schwester und dem Ausplünderer seiner Eltern das Leben schenkt. Man ist versucht, anzunehmen, daß Hebel eine gewisse Absicht in den Schluß seiner Erzählung habe hineinlegen wollen. Er, der dem forschenden norddeutschen Wesen gründlich abhold war, dagegen den großen Korpsen und dessen Soldaten bewunderte, sieht in den damaligen Bundesgenossen seines Landesfürsten nur edle Menschen mit guter Gesinnung, in den Feinden, der Franzosen den Ausbund von Schlechtigkeit, was auch u. a. aus Hebels Schilderung des Sandwirts von Passauer hervorgeht, den er als gemeinen Rebellen hinstellt, nur weil dieser edle Held, Andreas Doser, es gewagt hat, Tirol seinem Herrscher wieder zurückzugewinnen. Auch eine andere Erzählung Hebels „Der schlaue Husar“ beweist, daß unser heimatlischer Dichter auf die preussische Husaren nicht aufgestimmt ist, was wohl damit zusammenhängen mag, daß damals die Preußen fast lauter angeworbene Soldaten hatten, die als solche nicht eben im besten Rufe standen.

Daß Hebel nach dem endgültigen Sieg der deutschen Waffen von der Bewunderung französischen Wesens merklich abrückte und auch für die Deutschen nördlich der Mainlinie mehr übrig hatte, als in der Zeit aus Deutschlands tiefster Erniedrigung, beweist zur Genüge, daß er die politische Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit, die er mit seinen Landsleuten in der Rheinbundzeit teilte, völlig über Bord geworfen hatte und in seinem innersten Wesen und Gemüt gesund und gut deutsch geblieben ist. Hätte Hebel noch den Befreiungskriege seine Erzählung „Der Husar in Reisse“ geschrieben, so würde er sicherlich statt eines edelbesinnenden Franzosen einen rachedürstenden Eisenfresser seinen Lesern vorgeführt haben.